

Astrid Gehlhoff-Claes

Inseln der Erinnerung

Begegnungen und Wege

Grupello

DAS AUGEN LIEST MIT – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter: **www.grupello.de**
Hier finden Sie Leseproben zu allen unseren Büchern, Veranstaltungshinweise und Besprechungen. e-mail: grupello@grupello.de

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Gehlhoff-Claes, Astrid: Inseln der Erinnerung :
Begegnungen und Wege / Astrid Gehlhoff-Claes. –
Düsseldorf : Grupello Verlag, 2002
ISBN 3-933749-86-7

1. Auflage 2002

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83
Druck: Müller, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-933749-86-7

INHALT

Rheinallee	7
Zweitausendzweihundert Lichter	13
Mein Sankt Gereon	19
Im Bergpark mit Gottfried Benn	29
Bei Henry Kissinger in Harvard	43
Weg in Werl	57
Abschied in Paris	67
Wiedersehn in Berlin	73
Park in Rom	77
Rettung durch Helmut Horten	89

RHEINALLEE

Sie wissen nichts von mir. Aber ich sehe sie, in der Morgendämmerung, wenn ich das Fenster öffne, wenn ich das Haus verlasse zum frühen, stillen Weg: die Platanen, ihre lange Allee. Ihre Wurzeln, weitgreifend, noch im Sandboden gesund; ihre Stämme, schlank, mit den wechselnden hellen Rinden; ihre breiten, starkastigen Kronen; ihre von den Sternen und Laternen beleuchteten Blätter, glänzende grüne Fächer, die vor dem fahlen Himmel leise beben, sich schütteln, als ob sie erwachten, die Lieder des Windes aufnehmen, sängen.

Sie wissen nichts von mir. Sie, meine Vorbilder, wenn die Tage kürzer sind, sie lassen ihr Laub ohne Klagen, ohne einen Schrei. Ich höre sie, ihr Geheimnis von der Wiederkehr, vom Frühling. Sie wissen nicht, wie ich sie liebe. Wie ich diese Straße liebe am Fluß.

Mit den ersten Schritten des Lichts bricht Noah neben meinem Bett in ein heftiges Handlecken aus. Wie gut, dieses Signal des Erwachens. Ich, genauso taggerig, laufe schnell mit meinem Hund aus dem Haus.

Die Straße ist leer, auf der Wiese neben der Allee sitzen die Kaninchen. »Noah, hier in diese Straße habe ich mich immer gesehnt.« Die Häuser haben lange Balkone, von Sonnenschirmen und Markisen bunt garniert, Rosen blühen in vielen Vorgärten, fast in jedem Haus lebt ein Hund. Kühe wurden früher aus den Bauernhöfen über diese Straße auf die Wiesen am Fluß geführt. Wo ich jetzt hinlaufe mit Noah, am Heiligenhäuschen vorbei, einer winzigen alten Kapelle in der Querstraße. Eine alte Frau soll hier gewohnt haben,

die fortzog, weil der Vollmond das Kreuz auf der Kapelle als Schatten immer wieder in ihr Zimmer warf. Man erzählt von Hund zu Hund hier solche Geschichten.

Die Krähen schrein. Nicht weil es Winter wäre und bald schneien wird. Sie sind hier immer morgens. Meine Lieblingsvögel, über einen von ihnen schrieb ich mein erstes Gedicht. Sie rufen, wenn wir kommen. Unter den Wolken stürzen sie von den Ästen der hohen Pappeln herab, lassen sie zitternd zurück, zittern selbst vor Glück, wenn sie die Krümel sichten, die ich mitgebracht; wenn sie aus einer Pfütze einen Schluck Himmel trinken; wenn sie den Fluß wittern und ihre Flügel entfalten, um sich aufzuschwingen dahin.

Über den Steg am Heiligenhäuschen blicken wir zum Deich. Wir sehen die Schiffe. Sechs nacheinander, lange Laster, tief ins Wasser gedrückt von der Schwere der Fracht. Manchmal ein Fährschiff, leicht, selten ein Segelboot. Selten ein Mensch an Deck, manchmal ein Hund im Käfig. Und schnell vorbei.

Ich lasse Noah frei, wenn er an der Hecke die Obdachlosen begrüßt. Er leckt ihre Stirnen, die Augen, was aus den Vermummungen lugt. Sie öffnen sie nicht, sie lächeln, sie heben eine Hand. Ich setze Tee hin mit Rum, eine Kanne. Ich lasse Noah frei, er schießt zum Deich.

Schafe, der Schäfer winkt. Neue Bilder, friedlich, die Herde vor dem Fluß. Noah, wedelnd, vom Schäferhund geduldet, ein paar Schafe zurücktreibend vom Deich. Stare auffliegend, sie picken von den Rücken der Schafe die Zekken weg. Der Schäfer winkt, er weiß: Ich schütte den Schafen, die erst hier im April gebären, einen Sherry ins Wasser, damit sie sie nicht so spüren, die Wehen. Die Schmerzen der Schafschur, der Schlachtung nahm ich ihnen nicht; ich sah sie, auf Wagen getrieben, sehe es immer, auch wenn ich wie jetzt mich freue, die frühe Sonne fühle, den Wind.

Sie kommt schon ein wenig später, wir sind seit ein paar Tagen vor ihr auf. Wir und die Menschen meiner Straße, die

joggen, turnen, mit dem Hund laufen vor Arbeitsbeginn. Ich kenne sie vom Sehen, vom sparsamen Sprechen: über die Hunde, übers Wetter, über die Jahreszeit. Die Namen der Hunde sind klar. Da ist Othello, ein Dalmatiner, vor dem Noah sich nicht fürchtet, weil er ihn kennt. »Er tut nichts«, hat sein Herr bei der ersten Begegnung zu mir gesagt, als Noah zuckte, sich duckte und den Schwanz einzog. Jetzt läuft er auf ihn zu, der kleine Kavalier King Charles, beige-weiß, mit dem langen weißen Schwanz wedelnd vor dem großen Dalmatiner, der freundlich niederblickt. Freundlich blickt auch sein Herr, er lächelt zu Noah; er fragt immer, wie es geht; ungeschwätzig, er hat mich anfangs vor gefährlichen Hunden gewarnt, die wir meiden. Er hebt kurz die Hand, er geht weiter, schlank, federnd, fast achtzig – ein Rentner, den die Welt wach hält.

Das gilt hier für viele Menschen. Da kommt Micki, ein Spaniel, mit seiner Herrin, die über achtzig ist: zart, elegant, nach Hüftoperation am Stock gehend, aber nur wegen des Hundes, sonst geht sie frei. Über achtzig, ihr Mann ist neunzig, geht mittags mit dem Hund. Das macht die Straße möglich, unsere Straße, wo man von den Häusern über den stillen Fahrdamm direkt zum Ufer geht. Ihr Dasein ist lebenswichtig. Wie das Kraftwerk, das am anderen Ufer aus Wiesen und Pappeln auftaucht, uns den Strom gibt, so gibt diese Straße den Mut zu laufen, zu leben, wenn es sonst nirgends mehr geht. Micki spielt mit Noah, die langen Ohren fliegen, auch Micki ist schon alt. Vielleicht nimmt sie einen kleinen King Charles, sagt die alte Dame, wenn Micki nicht mehr lebt. Zukunftspläne – ich liebe diese Straße, weil sie wie eine Blume durch ihren Anblick stärkt; ich hoffe, daß sie uns Tag für Tag diese Stärke vorblüht.

Florian bellt und bellt, wenn er andere rennen sieht, weil er nie von der Leine loskommt: Sein Herr geht an Krücken. Fünfundsiebzig Jahre, weit nach vorn gebeugt, unheilbar krank. Dennoch geht er viermal täglich hier. Und daß er nur

hier den Dackel behalten kann, sieht er. Sieht es dankbar. Und schreibt es, schreibt sein ganzes reiches Leben auf. Dazu habe ich ihn angeregt. Aber diese Straße macht, daß er es auch durchhält. Durch ihre Lage, durch ihr Wesen, fein und allein, so daß Lautes nie eindringt; Vögel und Falter nur, die der Duft der Straße anzieht, die sie schmücken, die sie wie einen Kelch füllen. Wie das Singen einer Sommerwolke, die verweht.

Wir nähern uns der Schleife des Flusses, – Kraniche, Reiher habe ich im Frühling hier gesehn. Eine große Schar im Flug und ganz hoch. Aber der Himmel war höher, dieser geliebte weite Himmel über dem Fluß. Ein unermesslicher Himmel – und über meiner Straße der Kranichzug! Die Kraniche flogen sanft gleitend, große Kreise beschreibend, so daß alles deutlich zu sehen war: ihre gereckten Häuse, die an den Leib gewinkelten Beine; die weißen Kanten der Schwungfedern blitzten im Flug. Dann sah ich, daß der Schwarm niederging. Immer näher kamen die Vögel der Erde, kreisend, bald einzeln, bald vielstimmig rufend. Noch nie hatte ich Kraniche aus der Nähe gesehn. Und nun auf den Rheinwiesen an meiner Traumstraße der Traum.

Erinnerungen. Ich bleibe hoch hinauf in der Allee vor einem Backsteinhaus stehn. Zwei Fenster unten, ein kleines Dachgeschoß oben, dazwischen ein hübscher ovaler Balkon. Ich besuchte dieses Haus, seinen Bewohner, als ich zum ersten Mal in diese Straße kam. Vor bald fünfzig Jahren, es hat sich verändert, es ist in anderen Händen. Aber ich weiß, was ich damals dachte: Daß ich hier wohnen will. In dieser Straße, wo er wohnte. Wo er in den Rhein ging und schwamm, bis ans andere Ufer! Wo er am Fenster saß, auf den Strom blickte und malte und schrieb. Ich kenne seine Arbeit über die Minnesinger, aus der er mir vorlas und mit der er sich habilitierte, manche seiner Bilder hängen seit Jahrzehnten bei mir. Er war unvergleichlich; geistvoll, unterhaltsam, er malte mich; er schwamm im Rhein, er war

groß und schön. Aber ich weiß heute: Ich habe mich in ihn verliebt, weil er hier lebte.

Nun bin ich hier. Und wann immer ich anderswo weile – zu Lesungen aus meinen Büchern, auf Reisen nach Rhodos, nach Rom –, kehre ich zurück in diese Straße, diese lange Allee. Sie ist der Leuchtturm in dem bewegten Meer meiner Träume; der verlässliche Hafen, in dem das Schiff meines Lebens glücklich landen kann.

Wie stark fühlte ich mich immer, wenn ich in der Ferne an sie dachte. Sie ist das einzige, das niemals, während ich weg war, aufhörte da zu sein; das einzige, das, wenn ich wiederkam, von Mal zu Mal vertrauter gewesen ist. Wenn das Hochwasser sie bedrohte, in jedem zweiten Haus die Keller füllte, wenn ich die Pumpenschläuche auf der Straße sah, war es, als hätte man mir die Schläuche angelegt.

Wenn ich mich an meinen Tisch setze vor ein weißes Blatt; wenn ich meinen Einfällen freien Lauf lasse und die eigenmächtigen Bilder einer Sintflut an diesem Ufer auftauchen; in den Momenten, wo es Dinge gibt, die einer sieht wie mit einem zweiten Gesicht, abseits der Wirklichkeit, erscheint mir meine Straße als Arche, noch bergender, noch schützender für Mensch und Tier.

Mit Mandy naht Borsalino, der einzige Mensch, der hier einen Namen hat. Doch es ist nicht sein echter. Wir nennen ihn so nach seinen vielen Hüten, die er mit der Kleidung wechselt. Man denkt, daß er einmal Opernsänger war. Heute trägt er Grün mit Gamsbart am Hut. Er führt Mandy zweimal täglich aus, weil ihre Herrin krank ist. Zur Zeit ist sie in dem großen Krankenhaus, das am Ende der Straße ragt; aber auch danach wird Borsalino für die alte Dame gehn. Abends kommt sie noch selbst, ich begegne ihr manchmal, sie geht aufrecht, sie spricht nie von sich. Nur von Mandy, einer Cocker-Hündin, sehr alt, sehr still, halb blind. Noah wagt nicht, sie zu fordern; er weiß, er leckt sanft ihr Gesicht.

Das Krankenhaus an der Rheinschleife, aus allen Fenstern sieht man auf den Fluß. Wie viele aus der Straße haben wir dort schon besucht. Zuletzt die Herrin von Cherry, einem Pudel, der man den Krebs wegschnitt; nach Tagen traf ich sie wieder in der Allee. Das Krankenhaus ist nah, es bleibt der Kontakt zur Straße, in den Blicken der Kranken ist sie immer da. Manchmal so wie sie ist, mit den sonnenversengten Blättern jetzt im frühen Herbst, den Haufen Bierdosen nach nächtlichen Feiern dort. Ein andermal, wie bei mir, vom Gefühl verklärt und verwandelt, in unwirkliche Welten versetzt.

Welch ein Zauber lebt in der Sprache der Straße: der Federkrone einer Distel im Dämmerlicht, dem Igel im kalten Morgen an meiner Tür, dem verirrtten Schmetterling im Haus. Alles geht und kommt, das zertretene Gras steht immer wieder auf; alles sind Augenblicke, reale Lebensbilder und Blumen der Phantasie, an dieses Ufer, an diese Straße geweht. Wie ein offenes Buch liegt die Landschaft, das vom nächsten Sommer erzählt. Ihres Wiederergrünens gewiß, säumen die bunten Bäume den frühen Weg.

Wir gehen flußabwärts die Allee zurück. Blicken auf die Häuser. Fox-Hündin Lucky bellt vom Balkon, hell begeistert, weil sie Noah sieht. Zwei Besitzerinnen, die das nicht müßten, kehren die Straße sauber vor ihrem Haus. Bei einer leben in drei Wohnungen drei alte Behinderte, die sie preiswert wohnen läßt. Sie winkt, ich winke; winke den späten Rosen in den Vorgärten, hauchfeinen Blüten, Rosen aus Seide, aus Rauch. Eine Elster fliegt von einem Pappelast auf. Noah bellt ihr nach, wie ein Kettenhund: Flügel fehlen ihm.

»Schimpf nicht, wir haben Flügel.« Wir haben die Straße, diese Straße am Fluß. All ihre Bäume, ihre Häuser, die Bäume spiegeln, im Mai mit Smaragd, im Oktober mit Gold geschmückt, entflammen die Poesie. Poesie bringt Momente zum Bleiben. Wie diese Straße bleibt. Sieh sie dir an, Noah, sieh wie beflügelnd sie ist. Wie ich mit den Versen fliege, wenn ich schreiben kann. Hier kann ich schreiben.

ZWEITAUSENDZWEIHUNDERT LICHTER

Der Abend senkt sich herab, neblig schon, verschwimmende Streifen azulenfarbener und grüner Helle schimmern noch durch den Park. Der Weg ist schmal, voller Schatten, Frühlingsblüten, Rhododendronduft; voller Lieder, Müdigkeit und Sehnsucht.

Nein, Noah, zieh mich nicht fort, das sind Steinfiguren. Geh du nur mit mir, ich will dir Blumen und einen Tempel zeigen. Den Floratempel, wo in diesem nach ihm benannten Park neben dem Bayerwerk Leverkusen Carl Duisberg begraben ist.

Nach seiner ersten Chemiestunde fiel für ihn die Entscheidung über sein Leben, seinen Beruf: Chemiker wollte er werden. Er wurde es, eindeutig und vielseitig überzeugt, daß die Chemie Einsicht gewährt in die Wunder der Schöpfung, die uns umgeben und an die unser Dasein geknüpft ist. An seinem dreiundzwanzigsten Geburtstag stellten ihn die Farbenfabriken Bayer ein, vorahnend – was wir wissen –, daß er eines Tages »der Begründer und Führer der chemischen Großindustrie Deutschlands« wurde. Mit dem mein Vater wie mit einem Freund zwölf Jahre zusammenarbeitete. Und dessen Birken und Buchen, Akazien und Platanen ich wie in diesem Park als Kind in seinem Garten sah.

Ich wollte dir sein Grab zeigen, Noah, vor dem du still sitzt, den Tempel darüber und zwischen den Säulen die Göttin mit dem Füllhorn voll Rosen. Ich wollte dir, der mir zuhört, hier von einem Menschen erzählen, der ganz aus der Fülle lebte; aus der Fülle die Konturen dieses riesigen Chemiewerks in die Rheinwiesen legte, die – damals von

aller Welt bestaunt – nun schon fast ein Jahrhundert auf der Höhe der Zeit geblieben sind. Und ich wollte dir ein Licht zeigen auf diesem Pfad durch den Park, das er erschuf und das mein Leben beschien.

In Leverkusen, damals Wiesdorf, wo mein Vater von 1921 bis 1933 Bürgermeister war, in einem Haus hinter dem Rathaus bin ich zur Welt gekommen. Wie sehr hat es mir einst gefallen, als ich noch ein Kind war! Wie herrlich fand ich den vier Morgen großen Park mit der Wiese in der Mitte, den hellen Wegen ringsum, den rosa Magnolien, den Rhododendren und den weißen Fliederbüschen am Tor. Das Paradies meines frühen Lebens.

Aber als mein Vater 1945 sagte, »ich bin wieder Bürgermeister, das heißt jetzt Stadtdirektor, wir kehren nach Leverkusen zurück«, dachte ich daran nicht. Das Paradies war zerstört, seit die drei Jungen des Nazi-Bürgermeisters 1933 unseren Park besetzt, uns Spieltiere und Sandkasten weggenommen und jeden Versuch, dahin zurückzukehren, uns mit Schlägen und Tritten verwehrt hatten. Wir lebten, vier Schwestern mit den Eltern, in den Dachzimmern; das Haus verschwand aus dem Blick.

Das Haus verschwand aus dem Sinn in Köln, wo wir zwölf Jahre lebten, nach diesem Schluß. Und erst recht konnte ich, als mein Vater 1945 von der Schule sprach, in die wir jetzt kämen, mir keine Schule in Leverkusen vorstellen. Denn 1933, beim Abschied, war ich fünf Jahre alt. Es gab nur eins, was in mir aufleuchtete beim Wort von der Rückkehr; was einem Kind, das oft wach lag, die letzten Nächte in Leverkusen erhellt hatte; und was die Tage, die schweren Tage dieser zwölf Jahre erhellte, wenn ich dachte, es ist dageblieben, es ist da! Denn nie konnte in meiner Erinnerung der Augenblick verblassen, als ich es im Februar 1933 von meinem Bett aus zum ersten Mal sah: ein Kreuz, ein mit 2200 Glühbirnen durch die Dunkelheit strahlendes Kreuz, dessen Namen ich damals noch nicht lesen konnte;

das ich »Trost« nannte, weil ich Wärme, Hoffnung, etwas weniger Schmerz in seinem Licht empfand.

Etwas weniger Schmerz in zwölf Jahren, die mein Vater, wenn ich aus der Schule kam, in seinem roten Sessel am Fenster saß und auf die Türme, die Kuppel von St. Gereon sah; von seinem geliebten Beruf, seiner Stadt Leverkusen getrennt auf ein anderes Kreuz hoffte. Ich fühlte diese Hoffnung, ich empfand auch als Kind das große Leid. Nur so faßte ich, was von seiner Erklärung – daß er zum Zentrum, einer politischen Partei, gehörte, daß jetzt eine neue Partei, sie allein, regierte – für einen Kinderverstand schwer zu fassen war. Nur so war auszuhalten, daß er Tag für Tag immer da war und auf uns wartete, uns auf Schritt und Tritt kontrollierte, weil er darin eine Aufgabe fand. Und nur so sehe ich heute, was ich damals, den Gram ahnend, tat: daß ich jeden Morgen, wie er es wollte, vor der Schule mit meinem Vater in die Messe ging; daß ich vom ersten Schultag an beste Noten erstrebte; daß ich einsam schon vom dritten Schuljahr aufs Lyzeum wechselte, meine Freundinnen, meine Lehrerinnen und Lehrer, die ich liebte, verlor, – weil mein Vater es sich wünschte, weil es für meinen Vater eine Freude war.

Als wir in die Schule in Leverkusen kamen, war die Dienstvilla renoviert, der Umzug überstanden. Nur sechs Monate blieben einer Schwester und mir dort bis zum Abitur, und wir hatten Ängste. Wir schleppten im Kopf und im Herzen die Ödnis der schullosen Zeit seit unserer Flucht aus dem zerbombten Köln. Jahre war nur vom Krieg die Rede gewesen, nie vom Lernen; jetzt in der alten, neuen Heimatstadt nur vom Abitur. Wie sollten wir lernen, mit Schülerinnen Schritt halten, denen Lernen selbstverständlicher Alltag geblieben war; die, so sah es für uns Rückkehrer aus, im Flug des Geistes über den Katastrophen des Krieges schwebend, den Lehrplan erfüllt hatten?

Wir *haben* gelernt. Wie der Stern in der Nacht, der Falter im morgendlichen Garten, so sind Geist und Lernlust nicht

auszulöschen, nicht zu ersticken, – sie kehren zurück. Und sie wurden wahrgenommen und liebevoll aufgenommen von denen, die unser Schicksal kannten, von Mitschülerinnen und Lehrern. Meine Deutschlehrerin sagte später, als sie meinen ersten Gedichtband *Der Mannequin* sah: »Das habe ich immer gewußt.« Und mein Mathematiklehrer schrieb: »Daß aus Ihnen doch noch etwas geworden ist ...«, als ich mit der ersten Dissertation über die Lyrik Gottfried Benns promovierte. Aber Gottfried Benn, als ich ihm die Doktorarbeit geschickt und mein Gedicht *Der Rabe* beigelegt hatte, schrieb an mich: »Das ist ein richtiges, wunderbares Gedicht ... Es ist fast zu schön, um aus Leverkusen zu stammen.«

Das Bayer-Kreuz kannte er nicht. Es war gar nicht mehr da. Weil es im Krieg, der Zeit der Verdunkelung, wegen Bombengefahr abgeschafft worden war; zu meiner Bestürzung aber auch nach unserer Rückkehr nicht zurückkehrte. Und ich wagte wie immer nicht zu fragen warum, wenn mein Vater die hohen Herren der I.G. Farben im Rathaus empfing. »Darum ist diese Stadt für meinen Beruf etwas Besonderes, weil man in Zusammenarbeit mit einer so erfolgreichen Firma viel verwirklichen kann«, sagte mein Vater mir. Vom Bayer-Kreuz sprach er nicht. Aber als er, statt weiterarbeiten zu können, trotz der zwölf Jahre Berufsverbot mit fünfundsechzig Jahren in den Ruhestand geschickt wurde; als er, trotz Benennung einer Straße mit seinem Namen, nach dem Leben in der Villa bis zum Tod in einer kleinen Wohnung saß; als ich mit dem neuen Leid, bei einem Besuch, am Fenster über die äußere und innere Enge hinweg mit grenzenloser Sehnsucht für ein Gedicht einen Orangenbaum suchte, der draußen die Nacht mit dem Glanz seines weißen Blütenmeers erfüllte, leuchtete jählings wieder das Bayer-Kreuz auf! Wie schön, jauchzte das Licht in meiner Seele, ein blühender Orangenbaum zu sein, der Mond, die hohe Sonne, das Himmelslicht für den Schmerz. Ich, geprägt von der Kindheit, der Trennung, ich war zu Haus.

Und wenn ich später bei meinen Besuchen, wenn ich heute mit meinem Hund Noah aus dem Parkpfad in die Kaiser-Wilhelm-Allee gekommen bin; wenn ich hier in den »Kolonien« die einst auf Duisbergs und meines Vaters Beschluß mit Linden- und Platanenreihen bepflanzten Straßen, die mit Klematis und Efeu umrankten Werkswohnungen, die von den beliebtesten Künstlern der Zeit gestalteten Brunnen und Statuen sehe: Welch poetische Kraft beschwört da immer wie jetzt der Anblick des großen Lichts, die Erinnerung an das als Kind schon Gekannte.

Zweitausendzweihundert Lichter. Es ist eine heilende Kraft. Die stetig und klar hinaufstrahlt zu den Sternen, die schon aufleuchten überm Kreuz. Lichter über Lichter, die mein Schreiben beschirmen, mein Glück. Deine Augen darunter, Noah, die du sanftmütig zum Himmel erhebst, sind auch schöne Lichter. »Ihr glücklichen Augen ...« steht über Duisbergs Grab:

Ihr glücklichen Augen,
was je ihr gesehn,
es sei wie es wolle,
es war doch so schön.